

Die drei S.

1. Das Gelübde.

Während der schönsten Blütezeit der musikalischen Wirksamkeit des Kantors Sethus Calvisius studirten in Leipzig drei wackerer Burtschen, der Eine aus Thüringen, der Zweite ein Hallenser und der Dritte ein Dresdener Kind. Ihre Namen lauteten Schütz, Scheidt und Schein. Alle Drei waren musikalische Genies und Jeder von ihnen hatte von Meister Calvisius unmittelbar, aber auch vom ernstern Studium anderer bereits verstorbener Kunstgrößen ein Erstaunliches gewonnen.

Nun kam die Stunde des Verlassens der hohen Schule und des Abschieds von einander. Zum letzten Male saßen die drei Gesellen daheim in ihrer Stube beim Schoppen, blickten sich gegenseitig mit feuchten Augen an und preßten einander die Hände, an deren leisem Viben sie sich ihre innere Bewegung abmerkten.

Die Rede stockte; die Lust, die oft ihre jugendlichen Stirnen beleuchtet, wich einem Schatten von Betrübniß. Jeder fühlte in diesem Augenblicke:

„Scheiden thut weh!“

„Kommilitonen,“ sagte Schütz, der älteste und heiterste von den Dreien, nachdem er sich mit einem Strich der Hand über die Stirn von dem schlimmen Gaste der Verstimmung zu befreien gesucht hatte, „laßt mich einen Vorschlag machen!“

„Wir hören, auch wenn es nichts Melodisches ist,“ versetzte Scheidt.

„Haltet immerhin das musikalische Bild fest,“ fuhr Schütz fort. „Mufft ist doch nun einmal unser Leben, und ich glaube so fest, wie untre hochgelahrten Leipziger Juristen an die Hexen, Keiner von uns wird gegen meine Behauptung protestiren, daß wir uns die Zukunft ohne diesen Schatz der Musik nicht denken können. Wohlan, so laßt denn die herrliche Göttin unsern einzigen Schatz sein, dem wir treu bleiben wollen!“

„Treu für immer und ewig,“ bemerkte Schein, die Hand sich aufs Herz legend.

„So recht, nur immer pathetisch!“ lachte Schütz, „aber denkt nicht, daß ich diesen feierlichen Moment durch Scherze entweihen wolle. Ich sage es Euch in völligem Ernste, daß ich für mein Theil die Harmonie, welche uns bisher freundsbrüderlich verbunden, auch draußen im Leben bewahren und werth halten will, und ist es Euch genehm, so machen wir diesen Trinkschuh zum Küttli und geloben uns: der edlen Kunst und uns selber allezeit

über unfer ferneres Beginnen Rechenschaft zu geben. Wenn wir uns auch eine Zeit lang aus dem Gesicht verlieren, so wollen wir uns doch wiederfinden, um einander zu zeigen, was aus uns geworden ist."

"Wir aus der Seele gesprochen, Bruderherz!" sagte Scheidt, jenem die Hand reichend.

"Wir nicht minder", fügte Schein hinzu. "Wir wollen geloben, alles Andre in den Hintergrund zu stellen, damit wir uns in der Welt als tüchtige Musiker einen Ruf erwerben."

"Wir wollen berühmt werden, willst Du sagen," warf Schütz ein. "Wem das Herz voll ist, der darf auch den Mund voll nehmen. Ich pro me gedente mich nicht auf dem Rastrum zur saulen Raft niederzulegen, sondern gar fleißig zu komponiren."

"Wir Andern auch," meinte Schein bekräftigend.

"Wohlan! setzen wir uns ein Ziel — zehn Jahre. Nach Ablauf der nächsten zehn Jahre treffen wir uns bei dem Einen oder Andern!"

"Lassen wir das Les darüber entscheiden!" schlug Scheidt vor.

Es wurde gelost, und Schütz selbst war es, der das größte Stück von den dazu benutzten Fiddibussen zog.

"Also bei Dir!" murmelte Schein mit feierlichem Ernst.

"Also bei mir!" lachte Schütz. "Gut — acceptatio! Haha, wer weiß, wo ich in zehn Jahren mein Fahrzeug angebunden haben werde! Aber gleichviel, wenn mir die Vorsehung Leben und Gesundheit läßt, so wird sich auch irgendwo eine Bucht finden, wo ich ankern kann. Nur nicht einen stillen Winkel, sondern einen Ort voll bunten Lebens. Darum brauchen wir uns auch nicht die Köpfe zu zerbrechen, wie wir uns wiederfinden. Die Welt muß es uns sagen: wenn bis dahin die Leute nicht von mir sprechen, will ich Keinen von Euch wiedersehen. Und jetzt: ein letztes Glas und ein letztes addio!"

Die drei Gesellen trennten sich. Johann Hermann Schein, der aus dem Pfarrhause zu Grünhain stammte, wanderte gen Weimar zu einer vermöglichen Tante, um am herzoglichen Hofe sein Glück zu versuchen; Heinrich Schütz ging nach Dresden, und Samuel Scheidt kehrte ins Haus seines Vaters nach Halle zurück.

2. Nach zehn Jahren.

In Italien ließ der Hochflug des wissenschaftlichen Lebens außerordentlich nach, als Kaiser Karl I. den größten Theil des Landes, Mailand, Neapel &c., seinem despotischen Sohne Philipp II. von Spanien übergab. Nur in musikalischer Beziehung schien die Apenninische Halbinsel noch längere

Zeit tonangebend zu bleiben. Nach Palestrina's Vorgang wirkten mit bleibendem Werthe Giovanni Gabrieli, namentlich durch Orgelkompositionen, Emilio del Cavaliere durch das Oratorium, Peri, Claudio Monteverde u. s. w. durch obligate Kirchenkonzerte.

In Deutschland gab es, außer den Anfängen der protestantischen Kirchenmusiken, noch keine epochemachende Schule. Es war deshalb eine glückliche Idee des jungen Heinrich Schütz, daß er alsbald nach dem Lande der Citronen zog und die Vorzüge der großen italienischen Tonmeister seiner Zeit an der Quelle studirte. Er besuchte die schöne Lagunenstadt, in der Gabrieli Triumphe feierte, und ließ die ersten genialen Anfänge in der dramatischen und oratorischen Musik auf sich einwirken. Er löste sein den Freunden gegebenes Versprechen in vollem Sinne des Wortes, was die Kunst betraf. Reich ausgestattet mit geistigen Schätzen und durch eigene Kraft zum maßgebenden Tonsetzer ausgebildet, kehrte er in die sächsische Heimat zurück und komponirte eine namhafte Reihe von Motetten, Chören, Psalmen, vier-, fünf-, siebenstimmigen wundervollen Madrigalen und Kanzenen und schrieb außerdem eine „Historie der Auferstehung Christi in sieben Büchern“, welche damals viel Aufsehen erregte. Nicht Hofdienerei, sondern eigenes, rasch und genial errungenes Verdienst um die Kunst trugen ihm von Johann Georg I. Titel und Stellung eines kurfürstlich sächsischen Hofkapellmeisters ein.

Es war eine ergreifende Scene, als eines schönen Tages, nach Ablauf der ersten zehn Jahre, die drei S am Ufer der schönen Elbstadt in Heinrich Schütz' Behausung sich wieder sahen. Sie herzten und küßten sich mit dem wohnigen Gefühl, daß Jeder von ihnen nach Kräften sein Wort gehalten und auch durch äußere Erfolge Belohnung gefunden hatte. Jeder von den beiden Gästen wollte Rechenschaft geben.

„Ich bin“, begann Schein —

„Kein Unbekannter, der hier erst seine Verdienste an die Glocke hängen müßte!“ unterbrach ihn Schütz lächelnd. „Glaubst Du, Bruderherz, ich hätte nicht schon längst von dem vortrefflichen Tonstück „Vennstränlein“, von dem Cymbalum Sionium, von den meisterlichen Fugenläden des herzoglich weimariischen Hofkapellmeisters, des Organisten Johann Hermann Schein vernommen?“

Der also Belobte machte eine abwehrende Geberde.

„Wah“, redete der gewandte Schütz weiter, „unsere Kunst, caro mio, ist eine laute, folglich dürfen wir unser Licht nicht unter den Scheffel stellen. Versucht es nur einmal, es gelingt Euch nimmer. Denn wenn es Einem gelänge, so wäre es hier unser stiller Samuel Scheidt, der es gern verbergen

möchte, daß er es bereits zum Kantor und Organisten seiner Vaterstadt Halle gebracht hat. Klingt seine *tabulatura nova* nicht laut in alle Welt hinaus? Wirt er nicht mächtig an dem erhabenen Instrumente unsrer Kunst für die so nöthige Versöhnung der habenden Kirchenparteien, die einander Sekten schimpfen, während sie sich in aller Liebe nur Christen nennen sollten!"

Singerissen von diesem Ausbruche der Beredsamkeit umarmten sich die drei Freunde und erzählten sich bei heiterem Mahle ihre Erlebnisse.

Und als sie wieder auseinander gingen, gelobten sie sich, nach zehn Jahren abermals zusammen zu kommen.

5. Der Kantor der Thomana.

Nur wenige Zeit war seit Hermann Schein's Rückkehr nach der Residenzstadt an der freundlichen Elm verfloßen, da empfing er plötzlich die ehrenvolle Berufung der Stadt Leipzig als Kantor an die Thomasschule. Sethus Calvinus hatte das Zeitliche geegnet. Schein hatte den Trefflichen persönlich gekannt, seine herrliche Kunstarbeit, aber auch seine Einfamtheit beobachtet und fand nun zwischen dem Leben des Heimgegangenen und dem eigenen so viel Aehnliches, was ihn wehmüthig bewegte.

Als sich Schein in seiner neuen Stellung in Leipzig eingerichtet hatte, suchte er neben den strengen Studien und den vielen Arbeiten seines Amtes die schönste Erholung im Verkehr mit seinen Schülern, in deren Gesellschaft er oft hinauszog in den wralten Wald der Elster- und Pleißenau, um sich an ihrer Fröhlichkeit und am frischen Duft der Bäume, Gräser und Blumen zu erquicken. Dann komponirte er seine Waldlieder dreistimmig, die er seinen Scholaren einübte und im Freien singen ließ, während die fröhliche Schar unter einem dicken Eichenbaume des Rathswaldes lagerte. Es war dabei eine seiner liebenswürdigen Eigenarten, mit einer Blume in der Hand den Takt anzugeben. Zu seinen Besonderheiten gehörte es auch, daß er in der Huldigung, welche er rastlos seiner Kunst darbrachte, zu einer freieren Auffassung gelangte und nicht nur geistliche Konzerte und andere Stücke vokaler und instrumentaler Art zu kirchlichem Gebrauche schuf, sondern auch weltliche Musik komponirte, liebliche Madrigale sowie namentlich die fünf- und sechsstimmigen poetischen „Sprüchlein“, die ihn so hochbeliebt machten. Am meisten mehrte er aber seinen Ruhm durch das Cationale oder „Gesangbuch augsbürgischer Konfession“, mit Texten von Luther, Ringwaldt, Paul Eber, Poliander, Niklas Hermann, Selmecker und von ihm selber, denn auch als Poet versuchte sich der wackere Thüringer.

Allmählich rückte das Ende des zweiten Jahrzehnts jenes Gelübdes der drei S heran, und Johann Hermann Schein betrachtete es mehr als sein Recht denn als eine lästige Pflicht, die beiden auswärtigen Fremde bewirthen zu dürfen. Wie dies in seinem engen und nichts weniger als heiteren Tusculum geschehen solle, darüber schaffte er sich kein Grämen. Leipzig bot ja der Anziehungspunkte genug, die er mit den Freunden vereint aufsuchen konnte. Er setzte seinen freudigen Stolz darein, den Leipziger Philistern, die da Kunst Kunst sein ließen, und den aufgeblasenen Herren, die gar dicke Bücher voll theologischen und journalistischen Wustes von sich gaben und den kleinen Kantor über die Schulter ansahen, ein personifizirtes Trio von Talent und Gelehrsamkeit, Entfagung und Treue aufzuspielen und sie daran zu erinnern, daß es um die hehre versöhnende Kunst der Harmonie doch etwas Schöneres sei, als um ihr eitel undchristlich Gezänk.

In Schein's Phantasien mischten sich die Gedanken über das Zusammenreffen mit seinen Freunden wie Del zu Feuer. Er schwärmte davon wie von einem einzig bezaubernden Feste, namentlich da er sich durch den Augenschein überzeugete, daß jeder von ihnen etwas Nüchternes gelernt hatte.

Johann Hermann Schein führte eigentlich keinen eigenen Hausstand; er speiste aus der Küche des Alumnats, der Schulhausvater besorgte die Ordnung seiner Wohnung, und wenn er dies durch sein Ehereib bewirken ließ, so war der Kantor am liebsten nicht zu Hause, vielleicht weil er sich seine Ideale nicht gleich einem Spinnweben vom Fegbecken der Frau zerreißen lassen mochte.

„Ich bekomme nächstens berühmten Besuch, und zwar in duplo,“ sagte er eines Tages zum Hausvater. „Sorget doch dafür, daß Alles hübsch sauber sei, und schaff mir noch ein Gastbett, inmaßen ich deren nur eins besitze und für meine Person gern mit meinem Polsterpfahl vorlieb nehme.“

Der gute Hausvater riß die Augen weit auf und rihte nicht, bis er die ganze Historie von den drei Freunden kannte. Flugs brachte er die seltsame Mär seiner andern Hälfte und zwölf Stunden später wußte das ganze gelehrte und profane Thomasviertel davon.

Ah, das finstere Geschick gönnte dem stillen Kantor das Glück nicht, im Kreise der geliebten Freunde sich alter Burschentage froh zu erinnern. Was Heinrich Schütz betraf, so schrieb er dem Kantor mit vielen Entschuldigungen, daß er seinem Gelübde nicht treu bleiben könne, wie er auch in Bezug auf die Alleinverehrung der göttlichen Dame Musica nicht treu geblieben sei. Er habe sich eine irdische Frau Gemahlin erkoren und lade ihn ein, doch lieber nach dem Ufer der schönen Elbe zu kommen und der Auführung seiner neuen Opern beizuwohnen.

Sammuel Scheidt, der Hallenser Kantor, hatte sich Anfangs vorgenommen, in Leipzig zu erscheinen. Er hatte die Führung seines Hauswesens einem Hauswaisen anvertraut, das ihm unter dem bescheidenen Titel „Aufwärterin“ den Gang seines Daheimlebens vorschrieb. Daß diese edle Hallorin ihm seine kostbaren Notenblätter durcheinander schob, die großen zu unterst, die kleinen zu oberst, daß sie ihn, wenn sie die Keinlichkeit herstellen wollte, zur Thür hinaussetzte, gehörte zu den gewöhnlichen Tagesvergnügungen. Er gab ihr, etwas zaghaft, seinen Entschluß zu erkennen mit den Worten:

„Liebe Frau Burmann, übermorgen will ich nach Leipzig fahren.“

Frau Burmann, die gerade am Aussegn war, schien zur Salzsäule zu werden.

„Wa—s? — Er will reisen?“ rief sie mit kreischender Stimme; „reisen, wo die gepanzerten Scharen des Wallensteiners das Land überschwemmen! Hat Er denn auch bedacht, was das heißt? Will Er sich unterwegs von Kroaten zerstückeln und von den Pappenheimern Kirazfieren nach Oesterreich schleppen lassen, wo die armen Menschen geviertheil werden?“

„Ach, glauben Sie doch nicht an so etwas! Ich bin ja weder ein Spion noch ein Kriegsmann und Schätze führe ich auch nicht bei mir, außer meinen Notenheften.“

„Ist auch nicht nöthig, Herr Kantor! Bei der Sorte von Kannibalen werden selber die unschuldigen Kindlein nicht verschont. Haben sie nicht in der nahen Dessauer Gegend gewüthet und gebrandschatzt wie Teufel —“

„Und die Mannsfeld'schen nicht besser!“ warf Scheidt ein.

„Um so schlimmer! Aber die Pappenheimer und die Holf'schen sind doch die ärgsten. Hat Er nicht davon gehört, wie sie in Oesterreich die armen Lutherischen Bauern zu Tausenden abgeschlachtet haben? Mir hat's gestern der Reichspostreiter erzählt und der muß es wissen.“

Sammuel Scheidt versuchte weiter zu antworten, aber die Hallorin ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen.

„Nehme Er sich in Acht, Herr Kantor!“ rief sie warnend. „Es giebt hier herum böse Menschen, die da flüstern, Er sei ein heimlicher Calvinist und Freidrist mit Seinen Musikstücken. In Sektenditz wohnt der Scharfrichter, wenn der im Vorübergehen die Hand nach Ihn ausstreckt, verschwindet Er vom Erdboden wie ein Salz dampf.“

Sie stellte sich vor ihn hin mit untergestemmtten Armen.

„Und es mag sein, wie es will, Herr Kantor, es bleibt dabei: ich lasse Ihn nicht ziehen. Ich bin für Sein Wohlsein verantwortlich, ich habe Ihn mit zum großen Manne gemacht, habe Seine beklagten Blätter, Rastal und Tintenländer rein gehalten, habe Ihn gepflegt, wenn er krank

darnieder lag und Sein Vater hat mir Jhu auf die Seele gebunden. Nun weiß Er's!"

Damit ging sie aus dem Gemach und — Scheidt blieb. Auch von ihm empfing der Kantor der Thomasschule einen Entschuldigungsbrief.

Johann Hermann Schein legte die beiden Briefe still in seine Schublade, zerdrückte eine Thräne im Auge und sprach nie mehr ein Wörtlein von dem Besuche seiner Freunde, die er nichtsdestoweniger treu im Gemüth behielt. Es war aber, als hätte ihm der Sturm die letzte Blüthe seines Lebens gebrochen. Er begann zu kränkeln und in nicht langer Zeit trat der ewig Unergründliche, dem sein Loblied so oft erklungen, zu ihm und wies ihm sein fähles Bett auf dem Friedhofe an.

Johann Hermann Schein starb, erst 43 Jahre alt, am 15. Mai 1630. Nur das älteste der drei S, Schütz, überlebte die beiden andern um vier Jahrzehnte; er starb im Jahre 1672 als sächsischer Kapellmeister.

Der Apollo der Musik.

So nannte man Alessandro Stradella, der schon in früher Jugend die Vorliebe aller Italiener für den Gesang, überhaupt für die Musik, an den Tag legte.

Stradella war ein schön gewachsener Jüngling und ein talentvoller Musiker. Seine Stimme, anfänglich ein Sopran, der sich beim Kirchengesange dem Ohre aller Zuhörer einschmeichelte, ging später in einen tadellosen Tenor über. Stradella wurde auch ein Meister des Harfenspiels, und wenn er mit den zarten Händen in die Saiten griff, so schien es, als ob die Töne gleich endlosen, schön verschlungenen Perlenreihen unter ihnen hervorquellten. Außerdem wandte er sich mit außergewöhnlichem Erfolge dem Komponiren zu und errang sich allgemeine Anerkennung durch seine Opern, durch sein Oratorium San Giovanni Battista — St. Johannes der Täufer — durch seine Kantaten und Arien; zumeist aber wirkte er durch die kirchliche Richtung seiner Musik, natürlich in echt italienischem Stil, der von dem deutschen Stil, wie ihn Johann Sebastian Bach ausbildete, weit verschieden ist.